



Geld hat keine Tugend

Eine anthropologische Betrachtung

von Martin Seel

Gier, Geiz, Großzügigkeit: Geld steht sowohl dem Laster als auch der Tugend zu Diensten. Für sich genommen ist Geld daher ein »ethisches Neutrum«. Die eindeutige Zuordnung geldgebundenen Handelns und Verhaltens als Laster oder Tugend fällt darum nicht immer leicht: Gier kann in mitmenschliche Neugier umschlagen und Sparsamkeit in einen inhumanen Geiz, der sich für den Gipfel der Tugend hält. Wenn es einen ethischen Sinn des Geldes gäbe, wäre es dieser: es sich leisten zu können, großzügig zu sein.

»Von dem Geiz« heißt dieser Holzchnitt aus dem ersten Drittel des 16. Jahrhunderts nach der Vorlage des sogenannten Petrarcameisters, eines namentlich nicht bekannten Zeichners aus Augsburg. Der Geizige sitzt auf einem Haufen Dornenranken, selbst in seinem Bett hortet er Reichtümer. Dornen sind in der christlichen Tradition mit Sünden verbunden. Und in der Tat kann man den entfesselten Geiz als Anti-Laster und damit eines der größten Laster bezeichnen.

- 1** Von Donald Trump, jenem amerikanischen Bauunternehmer, der sich zwar nicht mit seinen Wolkenkratzern, dafür aber mit einer Lebensmaxime – »lunch is for losers« – unsterblich gemacht hat, die den Geist des Kapitalismus trefflich auf eine Formel bringt, ist eine bemerkenswerte Anekdote überliefert. Als er seinerzeit mit einer Freundin durch die Straßen New Yorks spazierte, sah er einen Bettler am Straßenrand sitzen. Dabei ging ihm auf, wie reich mancher Arme doch ist. Zwar ging es dem Mann elend, denn er hatte nichts außer dem Wenigen, was er bei sich trug. Rein rechnerisch gesehen jedoch war er im Vergleich mit Trump unendlich begütert. Denn der hatte sich gerade verspekuliert und stand mit satten zwei Milliarden Dollar in der Kreide. Der Ärmste der Armen war Trump deswegen aber nur rein rechnerisch. Denn auch ein Pleitier ist in unserer Gesellschaft immer noch ein Geschäftsmann, der nicht nur Freundinnen hat, die ihn trösten, sondern in der Regel auch mächtige Freunde, die ihm wieder auf die Beine helfen werden – wie es im Falle Trumps denn auch geschah.

2 Mit dem Geld ist es so eine Sache. Es nicht zu haben, kann einen reich machen, es zu haben, kann einen arm werden lassen. Die Menge oder der Mangel an Geld allein sagen nichts über den Charakter eines Menschen aus, und auch nicht über den Charakter der Epoche oder der Gesellschaft, in der er lebt. *Pecunia non olet* – Geld stinkt nicht – lautet hierfür die klassische Formel. Geld ist ein ethisches Neutrum, weswegen es die private und politische Moral erheblich korrumpieren, aber auch befördern und sogar beflügeln kann. Erst der individuelle oder kollektive Umgang mit Geld und anderen Schätzen macht den Grad der Tugend- oder Lasterhaftigkeit ökonomischer Verhältnisse aus. Trotz der Undurchsichtigkeit dieser Verhältnisse zumal in Zeiten einer globalen Finanzwirtschaft aber gibt es ein zwar altmodisches, aber doch unvergängliches Kriterium der Beurteilung ihres Zustands. An die Adresse einer jeden Gesellschaft gerichtet, lässt es sich frei nach Goethe formulieren: »Nun sag', wie hast du's mit Gier und Geiz?«

3 Alle Gier ist ein blindes Begehren, oder zumindest ein blinderes als alles Begehren sonst.¹¹ Es strebt nach Früchten des Glücks, die im Augenblick ihres Genusses verfaulen. Machtgier, Habgier und Ruhmsucht sind drei seiner mächtigsten Gestalten. Keines dieser Bestreben kann Befriedigung finden. Die Gierigen können nicht genug kriegen; der Umschlag von Quantität in Qualität will ihnen nicht gelingen. Immer hat einer noch mehr Macht, die die eigene bedroht; sobald kein anderer Mächtiger mehr da ist, wächst die Furcht vor einer Revolte von innen. Immer hat einer noch mehr Reichtum zusammengerafft; selbst wer einmal die Bestenliste anführt, verbringt schlaflose Nächte in dem Bewusstsein, dass dies die Konkurrenten nur umso mehr anstacheln wird. Immer ist einer im eigenen Metier (und erst recht außerhalb) noch berühmter; selbst wer sich einbilden kann, am Gipfel allen Ruhms zu stehen, wird von dem Zweifel zerfressen, ob dieser Gipfel nicht »vor der Geschichte« als ein lächerlicher Hügel dastehen wird. Wer sich den Abtrieben der Gier überlässt, hat eine schätzbare Freude letztlich nur an der Ohnmacht, der Not und dem Neid der anderen.

Um so schlimmer, wenn Kartelle oder Banken diesem Laster verfallen. Dann kommt es zu einer organisierten Blindheit gegenüber allem, was außerhalb der Logik der inneren Steigerung von Reputation, Macht und Gewinn liegt. Dies ist nicht länger bloß ein individuelles Versagen, da es innerhalb der betreffenden Institutionen zu einer

oft weitreichenden Umdefinition dessen kommt, was im sonstigen Leben als Tugend und als Laster gilt. Die Gier der jeweiligen Akteure fällt in der Verselbstständigung der systemischen Imperative gar nicht mehr auf. Die Loyalität gegenüber der Firma und ihrer Rendite wächst sich zu einer kollektiven Gleichgültigkeit gegenüber den Folgen des eigenen ökonomischen Handelns aus – im Extremfall, wofür die letzten Dekaden reichlich Anschauungsunterricht geboten haben, unter Missachtung jedes auch nur mittelfristigen ökonomischen Kalküls. So frisst die Gier ihre eigenen Gewinne, um sich, wenn die Blase geplatzt ist, unter den Rettungsschirmen der internationalen Gemeinschaft für die nächste Jagd fit zu halten.

4 Es sollte aber nicht vergessen werden, dass Gier – wie ihre kleine Schwester, die Neugier – unter günstigen Umständen durchaus eine Produk-



Die »Lasterrunde« spielt Karten. Und das – wie's scheint – auch noch um Geld. Das Bild von Matthias Gerung aus der Mitte des 16. Jahrhunderts ist eine Kritik an weltlichen und geistlichen Herrschern. Geld selbst ist ein ethisches Neutrum. Erst der individuelle oder kollektive Umgang mit Geld und anderen Schätzen macht den Grad der Tugend- oder Lasterhaftigkeit ökonomischer Verhältnisse und Epochen aus.



Wer möchte nicht »Geld wie Heu« haben. Freilich kann aus diesem Wunsch auch ein gieriges Verlangen werden, und dann bekommt man einfach nicht genug; der Umschlag von Quantität in Qualität will nicht gelingen. Um Heu und Habgier geht es auch im »Heuwagen« von Hieronymus Bosch, der mittleren Tafel eines Triptychons, entstanden gegen Ende des 15. Jahrhunderts. Das Heu galt als Symbol der Vergänglichkeit und Habsucht. Und gerade der Gierige muss wohl aufpassen, dass er nicht unter die Räder seiner eigenen Habsucht gerät.

tivkraft sein kann. »Ich kann allem widerstehen, nur nicht der Versuchung«, bekannte Oscar Wilde. So sehr dies eine Maxime der Gierigen ist, der Satz eignet sich auch als Wahlspruch derer, die sich auf keines ihrer Gelüste versteifen. Denen nämlich, die nie – in sexueller, finanzieller, kulinarischer, intellektueller oder sonst einer Hinsicht – begierig waren oder sind und also die Gier nicht kennen, der man hier wie dort verfallen kann, mangelt eine elementare Lust am Leben (und an der Unbotmäßigkeit im Leben), die einen auch zu weit schöneren Handlungen beflügeln kann. So ist zwar die Gier eine Erzfeindin der Lust, gelegentlich aber ein unverhoffter Übergang zu ihr – und zu Formen der Imaginationsfähigkeit und des Erfindungsgeists, die sich mit allem Geld der Welt nicht aufwiegen lassen.

5 Ganz schlimm kommt es daher erst, wenn sich die Gier in puren Geiz verwandelt. Auch hiervon weiß die populäre Kultur ein Lied zu singen. In der deutschen Fassung der vielbändigen Chronik der fortlaufenden Ereignisse in und um Entenhausen findet sich eine kleine moralische Erzählung über Dagobert Duck alias *Scrooge*. Sie trägt den Titel *Ein fürstliches Zimmer*. Zu einem ge-

schäftlichen Treffen mit einem Schweizer Bankier namens Rösti fliegt Dagobert in Begleitung Donalds auf die »Bamudas«. Als er in der dortigen Nobelherberge nach einer Suite verlangt und sich mit der Auskunft, man sei ausgebucht, nicht zufrieden gibt, wird ihm das Bereitschaftszimmer des Hausmeisters zugewiesen: ein düsterer, von tropfenden Heizungsrohren durchzogener Kellerraum. Dagobert tobt – und beschließt, das Hotel kurzerhand zu kaufen. Gesagt, getan, macht er es sich in der luxuriösesten Suite des Hotels bequem, die er nach den milliardenschweren Verhandlungen mit Herrn Rösti freilich umgehend wieder räumt, nachdem er in Erfahrung gebracht hat, für wie viel Taler sie sich vermieten ließe. Höchst zufrieden über den erzielten Surplus und taub für Donalds Klagen verbringt er die Nacht in jenem Abstellraum, der ihm zuvor gänzlich unzumutbar erschienen war.

Nicht einmal sich selbst gegenüber duldet der Geizige Anwendungen der Freigebigkeit. Die ihm endgültig verfallen sind, gönnen sich selbst so wenig wie den anderen. Bis hin zur Grausamkeit zeigen sie Härte gegenüber jeder und jedem. In einer Welt des grassierenden Leichtsinns und blinden Vertrauens, so scheint es ihnen, müssen wenigstens einige an sich halten, indem sie alles beieinanderhalten, was sie haben zusammenraffen können. Darum nehmen sie das Elend um sie herum nicht wahr. Wer in Not gerät oder Schulden hat, ist in ihren Augen selber schuld, also wird er sich durch die Unterstützung dieser Versager nicht seinerseits schuldig machen.

6 Auf seine Sparsamkeit bildet sich der Geizige unendlich viel ein. Diesen fruchtbaren Keim aber lässt er verkümmern. Er ist nicht allein knausrig, er ist es aus Prinzip. Eben damit verletzt er das Prinzip des Sparens. Wertsteigerung ist ihm der höchste aller Werte. Wie groß oder klein es auch sei, ihn befriedigt nur das eigene Vermögen, nicht das, was er durch es vermag. Ihn beglückt nur das Nehmen, nicht aber das Geben. Er gibt auch für sich nichts aus, weil ihm schon der Genuss seiner Besitztümer als unziemliche Völlerei erscheint. Der Verschwendungssucht immerhin wird man ihn nicht zeihen können. »Ein Verschwender ist jemand, der durch sich selbst zugrunde geht«, bemerkt Aristoteles trocken. Davor haben die Geizigen eine panische Angst. Für sie ist Freigebigkeit bloße Verschwendung. In ihrer grotesken Maßhaltung sehen sie den Gipfel eines ehrbaren Lebens. Wie anderen dunklen Priestern dünkt ihnen die Lebensfreude die größte aller Sünden. Dies macht den entfesselten Geiz zu dem außerordentlichen Laster einer abartigen Vermeidung von Lastern. Völlerei, Leichtsinn, Dummheit, Verschwendung, Maßlosigkeit, selbst die Risiken der Gier sind ihm über die pure Geldgier hinaus auf eine perverse Weise zuwider. Geiz ist ein Anti-Laster und darum eines der größten Laster. Woraus man lernen kann: Die rigide Vermeidung von Lastern führt nur zu schlimmeren Lastern.

7 Großzügigkeit dagegen ist ein Verhalten, das sich der Logik des Geldes und seiner Vermehrung oder auch Verschwendung entzieht. Denn Großzügigkeit ist Freigebigkeit weit über alles Ökonomische hinaus. Wer diese Tugend besitzt, ist generös nicht nur mit materiellen, sondern ebenso mit geistigen und sozialen Gaben. Eine solche Person – oder auch Institution – ist bereit, andere mit vielen ihrer Besitztümer zu beschenken: nicht nur mit ihrem Geld, ihrem Brot und ihrem Wein, sondern auch mit ihrer Erfahrung und ihrem Wissen – und nicht zuletzt mit ihrer Anerkennung und Aufmerksamkeit. Ihr Antrieb ist ein Gefallen an Reichtümern aller Art, den eigenen nicht weniger als denen der anderen. Diese will sie teilen, an diesen will sie Anteil nehmen. Großzügige Menschen müssen darum überhaupt keine begüterten Menschen sein. Sie sind nicht großzügig,

weil sie reich, sondern reich, weil sie großzügig sind. Es sich leisten zu können, großzügig zu sein: Das wäre der ethische Sinn des Geldes, wenn es denn einen hätte. Diesen Sinn aber kann man ihm allein dadurch geben, wie und wofür man es nimmt. ♦



Wohl eines der bekanntesten Beispiele für Freigebigkeit: Sankt Martin teilt seinen Mantel mit einem Bedürftigen. Großzügige Menschen müssen nicht unbedingt begüterte Menschen sein. Sie sind nicht großzügig, weil sie reich, sondern reich, weil sie großzügig sind.

Der Autor



Prof. Dr. Martin Seel, 57, studierte Germanistik, Philosophie und Geschichte in Marburg und Konstanz. 1984 promovierte er zum Doktor der Philosophie bei Albrecht Wellmer. 1990 habilitierte er sich in Konstanz. Als Professor für Philosophie lehrte er von 1992 bis 1995 an der Universität Hamburg, von 1995 bis 2004 an der Justus-Liebig-Universität Gießen; 2004 übernahm er eine Professur für Philosophie an der Goethe-Universität. Er ist darüber hinaus seit 2007 Gründungsmitglied des Exzellenzclusters »Die Herausbildung normativer Ordnungen« an der Goethe-Universität. Seel gilt als einer der herausragenden deutschen Gegenwartsphilosophen in den Bereichen Ästhetik und praktische Philosophie. Mit seinen Zeitungskolumnen, mehr noch mit seinen Büchern »Theorien« (2009) und »111 Tugenden, 111 Laster: Eine philosophische Revue« (2011) erobert er ein Publikum, das weit über die Fachleserschaft hinausgeht.

Martin.Seel@normativeorders.net

Anmerkung

¹¹ Dieses und die folgenden Stücke sind teilweise übernommen aus: M. Seel 111 Tugenden, 111 Laster. *Eine philosophische Revue* Frankfurt/M. 2011, 45 ff. u. 119 ff.